



Der Schuster und das Glück

Seit 15 Jahren sitzt Ailton Matias Pontes vor einem U-Bahn-Ausgang in Rio de Janeiro und repariert Schuhe.

Text: Bartholomäus von Laffert · Fotografie: Ewa Priester

Jeden Morgen, Punkt acht steht der Mann in seiner Wohnung in der Favela Santo Cristo auf, zieht sich an und macht eine teetischchengroße Hartgummiplatte an seinem Gürtel fest, damit sein Unterleib nicht über den Boden scheuert. Dann nimmt er eine Schirmmütze vom Bügel, neun Stück hat er insgesamt. Später wird es heiß sein und die Menschen sollen den Schweiß auf seinem Hinterkopf nicht sehen.

Anschließend schiebt er seine Hände in zwei Kinderflipflops, hellblau, Größe 33 und klettert die drei Stockwerke hinab auf die Straße. Er hievt sich in seinen weißen Fiat Palio, für den er zwanzig Jahre gespart hat, hantiert mit Handgas und Schaltung herum und fährt los. 15 Minuten sind es bei normaler Verkehrslage, doch weil der Verkehr in Rio de Janeiro nie normal ist, sind es immer 30 Minuten, bis er beim U-Bahn-Ausgang Lago do Machado an der Ecke von Rua do Catete und Laranjeiras eintrifft. Da wartet schon ein dürrer Junge, fünfzehn, sechzehn vielleicht, mit einem Handwagen, auf dem die Koffer des Mannes lagern, vollgepackt mit Werkzeug, Schmiere, Hartgummi und Schuhen. Für ein paar Reais passt der Junge nachts darauf auf.

Der Mann füllt seinen Platz gleich neben dem U-Bahn-Lüftungsschacht, rechts von ihm die Handyhüllenfrau, die auch gebrannte CDs für 9,99 Reais und grellfarbene Kinder-Tütüs verkauft. Links der Maiskolbenmann, gegenüber ein Matratzen-Outlet. Daneben hat gerade ein McDonalds-Eisladen aufgemacht, in dem sich an heißen Tagen Menschen drängen.

Wie Statisten in einem Kinofilm stehen die Straßenverkäufer Spalier, wenn die Passanten morgens vom U-Bahn-Eingang eingesaugt und abends durchgekaut matschig wieder ausgespuckt werden. Ihre Bewegungsabläufe bei der Arbeit scheinen systematisch einstudiert.

Tagaus, tagein lief ich am Mann ohne Beine vorbei, manchmal nickte ich kurz zum Gruß, nie sagte ich etwas. Ich fand den Mann sonderbar, wie er dasaß, immer an derselben Stelle, im ärmellosen Trägershirt, ein Käppi tief ins Gesicht gezogen. Er trug eine schwarzumrahmte Brille, deren abgebrochene Bügel er mit Tesafilm fixiert hatte. Stundenlang fuhrwerke er vor sich hin, während die Menschen an ihm vorbeizogen. Im Geiste hatte ich mir längst seine Biografie zusammengezimmert.

Der Mann ohne Beine musste ein trauriger Mann sein, so meine Annahme. Wer war er schon, in einem Land, in dem Körper Tempel waren; dessen erfolgreichsten Söhne so erfolgreich waren, weil sie ihre Fußballerbeine besser, schneller, filigraner bewegen konnten als irgendwer sonst in der Welt; dessen Töchter die Copacabana zum Synonym für einen Traumstrand mit Bikinischönheiten gemacht haben. Es gibt keine hässlichen Menschen, nur arme Menschen, so lautet ein brasilianisches Sprichwort. Die Sache beschäftigte mich. Ich musste mit dem Mann reden, um zu erfahren, wer er wirklich war und wie es ihm ging.

An einem Sommermorgen im Januar, das Thermometer zeigte um halb neun schon 35 Grad, kaufte ich zwei Becher Orangensaft und eine Tüte Esfihas, dreieckige Teigaschen gefüllt mit Hackfleisch und zerschlagenem Huhn,

und war ein bisschen nervös. Sollte ich stehen oder knien oder mich gleich daneben setzen? Wie würde der Mann reagieren, freundlich oder genervt oder würde er mich um Geld anschnorren? Was sollte ich sagen? Hallo, ich bin Bartholomäus aus Deutschland und wollte wissen, wie das so ist: ein Leben ohne Beine im Land der Beine. Und bitteschön, hier ein Becher Orangensaft.

Weil mir nichts Besseres einfel, sagte ich genau das und stand anschließend unsicher da, wie ein Fünftklässler am ersten Tag in der neuen Schule. Der Mann guckte mich an, lächelte schüchtern und streckte mir die Hand hin: Wie nett von dir, ich bin Ailton Matias Pontes, setz dich doch. Ailton, wie Ailton, der brasilianische Fußballer, dem Werder Bremen 2004 seinen Bundesligasieg verdankte, dachte ich. Der Mann schob mir eine Hartgummiplatte unter, die er normalerweise benutzte, um alte Schuhe neu zu besohlen.

Bist du traurig, Ailton, weil, du weißt schon...?

Ich bin nie traurig, sagte Ailton. Das Traurigsein habe ich mir vor langer Zeit abgewöhnt.

Alle Menschen müssen mal traurig sein oder deprimiert oder unglücklich oder wie immer du es nennen magst, warf ich ein.

Als Antwort erzählte er mir sein Leben.

Ich bin 1957 in Cachoeiro de Itapemirim im Bundesstaat Espirito Santo geboren, als neuntes von zehn Kindern. Als wir zehn Jahre alt waren, starb mein Vater an einer schweren Krankheit und einen Monat später meine Mutter am Kummer. Das war der Tag, an dem ich beschloss, nie mehr traurig zu sein. Wir zogen zu meiner Schwester und mussten fortan arbeiten: erst in einer Mehlfabrik, dann in einer Bäckerei, irgendwann hat uns unser Onkel gezeigt, wie man Schuhe repariert. Da wo ich herkomme, haben die Kinder keine Zeit zum Träumen, weil sie mit dem Leben zu beschäftigt sind. Das einzige, was ich mir damals wünschte, war, einmal eine Familie zu haben, vielleicht ein eigenes Haus.

Dann kam der 20. August 1979. Ich war tanzen gewesen. Auf dem Heimweg ging ich an den Schie-

nen entlang, es war Null Uhr 25, den Zug bemerkte ich zu spät. Ich wurde in den Acker geschleudert und wachte am nächsten Morgen im Krankenhaus auf. Der Arzt machte ein ernstes Gesicht: Herr Pontes, ich habe schlechte Nachrichten für Sie, wir müssen Ihnen beide Beine amputieren. Meine Schwester brach in Tränen aus. Da nahm ich sie in den Arm und sagte, sie soll nicht traurig sein. Weil ich nicht genügend Geld für eine Physiotherapie hatte, rieb meine Schwester meine Beine mit einer Kräutermischung ein. Meine Brüder fütterten mich, weil auch mein Arm gebrochen war. Ich fühlte mich wie ein Kleinkind, das allen eine Last ist. Seitdem hatte ich immer nur einen Wunsch:

• *Nachdem Ailton fertig erzählt hatte, starrten wir stumm auf die Beine der Vorbeigehenden.*

unabhängig zu sein. Nach meiner Genesung zog ich nach Rio, um in der großen Stadt Arbeit zu finden. Eigentlich hätte die Bahngesellschaft Schadensersatz und eine Invalidenrente zahlen müssen, aber der Anwalt, der mich vertrat, steckte mit den Eisenbahnern unter einer Decke. Am Ende zahlten sie mir monatlich den Mindestlohn, der gerade fürs Essen reichte.

Ich kaufte mir einen Rucksack und verkaufte Süßigkeiten. Die ersten Jahre waren hart, ich schlief unter Zeltverschlagen, hatte kaum Geld. Dann erinnerte ich mich an die Lektionen im Schustern. Und nun sitze ich seit 15 Jahren hier und repariere Schuhe, ausgerechnet. Ich bin



Obwohl die Autos in Brasilien – ganz wie in Mitteleuropa – linksgesteuert sind, steigt Ailton rechts ein. Weil der Weg ums Auto herum für ihn viel anstrengender ist, als sich vom Beifahrer auf den Fahrersitz zu hieven.

glücklich, ich liebe die Menschen, ich liebe meine Arbeit, verdiene ein bisschen, so dass es zum Leben reicht. Und mehr brauche ich nicht. Mein lieber Vater hat immer gesagt: Sterben müssen wir alle und dann interessiert das Geld auch keinen mehr, weil ein Sarg keine Schubladen hat.

Nachdem Ailton fertig erzählt hatte, starrten wir stumm auf die Beine der Menschen, die an uns vorbeigingen. Weiße faltige, mit blauen Äderchen und Stützstrümpfen dran, braune und braun gebrannte, solche, die in der Sonne ölig glänzten und depiliert waren und manche mit drahtigen schwarzen Haaren. Ein Wunder schien es, dass sie sich bei all dem Gerenne nicht ineinander verhedderten.

Ailton nahm einen schwarzen Stöckelschuh vom Haufen und ließ ihn behutsam durch seine schweren Hände gleiten als berührte er eine zarte Frauenhand. Stöckelschuhe, erzählte er, mochte er am liebsten, weil er auch mal verliebt gewesen war, damals noch mit Beinen. So ein Schuh erinnerte ihn an die gute Zeit. Während er den Absatz des Stöckelschuhs ausbesserte, hob er immer wieder die Hand und winkte und lächelte, um einen Stehengebliebenen zu grüßen. Die meisten Menschen am Lago do Machado kannten Ailton, sie mochten ihn und er mochte sie.

Natürlich gab es auch solche, die es auf ihn abgesehen hatten. Kinder, die ihm die Zunge rausstreckten, ihn anpöppelten und davonrannten. Ach lass, sind doch noch Kinder, sagte Ailton immer, wenn sich einer einmischen wollte. Es gab auch Gauner, vor denen in Rio überall gewarnt wurde, die in ihm ein leichtes Opfer sahen. Erst vergangene Woche hatte ihm einer den Stoffbeutel gestohlen, in dem er sein Portemonnaie aufbewahrte, aber diese armen Jungen, die nicht so viel Glück hatten im Leben wie ich, die machen das ja nicht aus Spaß, sagte Ailton. Und manchmal kam es vor, dass ein Schankwirt ihn nicht in eine Kneipe ließ, wenn er sich eine Cola kaufen wollte, weil er glaubte, Ailton sei ein schnorrender Krüppel. Dann ärgerte er sich kurz, wurde aber nie richtig wütend. Vielleicht glauben diese Leute nicht an Gott, oder hatten einen schlechten Tag oder so, sagte er, und kaufte sich eben anderswo eine Cola.

Ailton machte sich viele Gedanken darüber, weshalb Menschen wurden, was sie sind. Weißt du, was ich glaube? sagte er einmal, als ich wieder einige Stunden bei ihm saß. Irgendwo sind wir alle behindert – bei mir sieht man es halt gleich, bei euch anderen nicht.

An einem Sommerabend Ende Januar, mein vorletzter Tag in Brasilien, lud mich Ailton zu sich nach Hause ein. Wir stiegen in seinen weißen Nissan Palio, fuhren den Hügel hinauf in die Favela Santo Cristo im Stadtzentrum von Rio und kletterten drei Stockwerke, bis wir schließlich auf seinem Balkon standen. Ailton stellte mir Dulcinéia Gomes vor, seit 20 Jahren seine Begleiterin, so nannte er sie, mit der er zusammenwohnte. Eine schöne Frau, spindeldürr, faltig, die mit Audrey-Hepburnscher Eleganz Billig-

zigaretten durch eine schwarze Zigarettenspitze rauchte, als stünde sie nicht auf dem Balkon in einer Favela, in der seit fünf Tagen kein Wasser mehr aus den Hähnen floss, sondern auf dem Dach des Copacabana Palace. Und auch Dulcinéias Enkelin Manoely stellte er vor, die 16 Jahre alt war und Ailton liebevoll Opa nannte.

Im Fernsehen lief eine Telenovela auf Globo, daneben stand ein Vogelkäfig, in dem ein kleiner gelber Kanarienvogel schlief. Nicht wecken, sonst wird der Piepmatz traurig, sagte Ailton.

Draußen ging gerade die Sonne unter, stumm und friedvoll lag die Stadt vor uns, dort unten der Hafen, das Fußballstadion, die Karnevalsarenen, durch die die Sambaschulen in wenigen Tagen wieder ihre prunkvollen Umzugswagen ziehen würden. Als er noch Beine hatte, hatte Ailton selbst mitgetanzt, danach war er zum Beobachter geworden. Im Februar saß er oft hier draußen, guckte dem Treiben zu und freute sich.

Ailton lächelte. Er schien glücklich und ein bisschen stolz, im Reinen mit sich und der Welt. Er hatte zwar kein Haus, aber eine eigene Wohnung, eine Familie, auch wenn sie keine leibliche war. Beine hatte er auch nicht, dafür ein Auto.

In zwei Tagen würde ich zurück nach Deutschland fliegen, dachte ich, während Ailton auf einem Flecken Erde zurückbleiben würde, den er in seinem Leben nicht mehr verlassen würde.

Ailton, wo würdest du hinreisen, wenn du es dir aussuchen könntest?

Ich würde gerne nach Amazonien fahren oder nach Portugal, da habe ich viel drüber gelesen.

Und es macht dich nicht traurig, dass dieser Wunsch niemals in Erfüllung gehen wird?

Nein, sagte Ailton. Es macht mich glücklich zu wissen, dass es Portugal gibt.



• **Der Autor empfiehlt**

den laut Ailton besten brasilianischen Film: »Central do Brasil«, was »Hauptbahnhof« bedeutet. Der Film spielt in einer Buchhandlung im gleichnamigen zentralen Bahnhof von Rio de Janeiro – man kann ihn von Ailtons Balkon aus sehen.